

„Wir schaffen das.“ Vor zwei Jahren hat die Kanzlerin diesen Satz gesagt. Was also haben „wir“ geschafft bei der Integration von Flüchtlingen? Asylhelfer berichten über ihre Erfahrungen mit Migranten und Behörden, über Erfolge, Niederlagen und die Gefahr, zu viel zu tun

Merkel hat mehr gesagt

Reinhard Kastorff war Beamter in diversen Verwaltungen, heute betreut er zahlreich Flüchtlinge. Er gibt viel, erwartet aber auch einiges von ihnen: „Die Kanzlerin hat vor zwei Jahren nicht nur ‚Wir schaffen das‘ gesagt. Der Satz geht weiter: ‚... und wo uns etwas im Wege steht, muss es überwunden werden.‘ Mich ärgert es sehr, dass dieser zweite Teil inzwischen völlig ignoriert wird, von der Politik, aber auch von den Medien und den Behörden. Dabei ist das doch eine klare Ansage, gerade an die Behörden, an die Bürger: Gebt euch Mühe! Wenn es Probleme gibt, lasst euch was einfallen! Völlig falsch ist, wie wir mit Flüchtlingen umgehen, die abgelehnt wurden, die aber, aus welchen Gründen auch immer, Jahre später noch hier sind: Man versucht sie zu vergrämen, indem man sie schlecht behandelt und ihnen das Arbeiten verbietet. Gerade in Bayern ist das ein beliebtes Instrument der Gängelung. Das funktioniert aber nicht! Sie gehen trotzdem nicht freiwillig heim. Und Abschreckung funktioniert so auch nicht. Einer in Mali oder am Hindukusch überlebt sich doch nicht, bevor er aufbricht nach Deutschland, wie er später mal behandelt wird, und sagt dann: Och, dann bleibe ich lieber daheim.“



Reinhard Kastorff, 69, lebt in Moosburg an der Isar. Bei ihm gehen Flüchtlinge ein und aus, der Diplomverwaltungsverwaltungswirt in Rente versteht sich als Amterlotse. FOTO: PRIVAT

Wir brauchen eine Altfallregelung für Leute, die schon seit Jahren da sind. Das kann eine Win-Win-Situation werden, für die Gesellschaft und den Flüchtling. Wenn sich einer bewährt hat, soll er eine Chance kriegen. Wenn er einen deutschen Betreuer hat, der ihm einen guten Leumund bescheinigt, wenn er keinen Eintrag im polizeilichen Führungszeugnis hat, wenn ihm der Berufsschullehrer ein gutes Zeugnis ausstellt oder wenn sein Lehrherr zufrieden ist – dann sollte er eine Chance auf ein dauerhaftes Bleiberecht kriegen. Die Kriterien dürfen gerne streng sein, aber wenn sie erfüllt sind, sollten wir die Türen öffnen. Auch zu unserem eigenen Vorteil. Es ist doch Unsinn, im Ausland Pflegekräfte anzuwerben, und umgekehrt Leute, die schon Deutsch können und sich bewährt haben, heimzuschicken. Die Belohnung für die Fleißigen könnte bei den Flüchtlingen, die sich gerne in die Hängematte legen, einen Aha-Effekt auslösen, weil sie sehen: Wenn wir uns anstrengen und uns ordentlich benehmen, dann geht was.“

Gesucht sind engagierte Locals

„Start with a Friend“ bringt Einheimische und Flüchtlinge zusammen, die Initiative hat sich zu einer großen Erfolgsgeschichte entwickelt. Nun aber fehlen dem Verein die Locals, berichtet Sarah Rosenthal: „Wir wollen, dass sich zwei Menschen auf Augenhöhe kennenlernen und sich im besten Fall eine Freundschaft entwickelt. Das Ganze soll nachhaltig sein, diese Eins-zu-eins-Beziehungen sind dafür ideal. Die Idee hatten wir schon 2014, seit April 2015 haben wir die Tandems zusammengebracht. Inzwischen sind es schon mehr als 2500, also gut 5000 Menschen, die mitmachen. Viele der Locals sind jung, zwischen Mitte 20 und Mitte 30, die Altersspanne reicht aber bis Ende 70.“

Wir haben gut 170 Vermittler im Team, sie führen Erstgespräche mit Locals und Flüchtlingen und schauen, wer zu wem passen könnte. Dabei engagieren sich auch einige Geflüchtete. Inzwischen sind wir in 17 Städten aktiv und haben eine hauptamtliche Struktur für die Organisation, anders ginge es nicht mehr. 16 Hauptamtliche arbeiten bei uns, wir werden zu einem großen Teil finanziert vom Bundesfamilienministerium. Diese Unterstützung ist wirklich gut. Die haben dort erkannt, welches Potenzial das Projekt hat mit seinem bürgerschaftlichen Engagement.“

Vergangenes Jahr haben wir mal systematisch nachgefragt: Zwei Drittel der Tandempartner sagten, dass sie Freunde geworden seien. Sie machen ganz Unter-



Sarah Rosenthal, 33, lebt in Berlin. Die Volkswirtin hat den Verein „Start with a Friend“ mitgegründet und arbeitet dort inzwischen hauptamtlich in der Bundesleitung. FOTO: PRIVAT

schiedliches, Sport, Behördengänge, Jobsuche, worauf sie Lust haben. Viele Deutsche erzählen uns, wie gewinnbringend für sie so ein Tandem ist. Leider ist die Bereitschaft, sich zu engagieren, zurückgegangen. Das spüren wir auch, und das beinträchtigt unsere Arbeit natürlich. Jetzt müssen wir viel stärker um Locals werben. Wir haben inzwischen leider Wartelisten für Geflüchtete, die mitmachen möchten.“

„Eine Frage des Zufalls“

Bei der Eingliederung der Neuankömmlinge arbeiten viel zu viele Menschen und Ämter nebeneinander her. Ein früherer BMW-Manager erläutert, welche Folgen das hat – nicht nur für die Flüchtlinge

INTERVIEW: BERND KASTNER

Peter Claussen war Führungskraft bei BMW, war verantwortlich für Planung und Bau der Fabrik in Leipzig und hat sie anschließend geleitet. Heute arbeitet er als Organisationsberater, engagiert sich für Flüchtlinge und hat eine syrische Familie bei sich aufgenommen. Strukturelle Defizite bei der Integration erlebt er nicht nur unmittelbar, er analysiert sie mit seiner Erfahrung als Manager.

SZ: Was haben wir bisher geschafft? Peter Claussen: Integration ist eine Frage des Zufalls. Ein Bewusstsein, dass Integrationsarbeit nichts Kurzfristiges ist, Struktur und Koordination braucht, ist bisher nicht entstanden. Es ist im Wesentlichen gelungen, Sprachkurse anzubieten, leider kann ich keine Qualitätssicherung erkennen. Es hat sich eine voluminöse Quasi-Industrie auf diesem Gebiet etabliert, aber Standardisierung und Erfolgskontrollen sind ausbaufähig. Entstanden ist auch eine punktuelle Beschäftigung in der Wissenschaft mit dem Thema. Insgesamt bleibt alles weitgehend bei Einzelansätzen, die nicht miteinander verbunden sind.

Und die Ehrenamtlichen? Das zivilgesellschaftliche Engagement ist sehr positiv. Viele Menschen aus allen Teilen der Bevölkerung kümmern sich um viele Einzelfälle. Die große Welle der Hilfsbereitschaft flacht aber ab und ist in den Mitten der Ebene angekommen.

Natürlich. Ich kritisiere auch etwas anderes: Die Bundesrepublik ist seit den 60er-Jahren zum Einwanderungsland geworden für Menschen aus anderen Kulturkreisen. Es gab verschiedene Phasen: Gastarbeiter, Russlanddeutsche, Boatpeople aus Vietnam, Balkankriege, jetzt die große Fluchtbewegung. Die kulturellen Identitäten im Land verändern sich, trotzdem gibt es noch immer keine gesellschaftliche, fokussierte Debatte, wie wir mit dieser Entwicklung umgehen wollen. Ich sehe keine staatliche Initiative für koordiniertes Handeln.

Das klingt frustriert. Ich hatte verschiedene Gespräche in Berlin, und dabei habe ich nicht den Eindruck gewonnen, dass es überschaubares Interesse an gesellschaftlichen Engagement gibt. Im Hintergrundgespräch mit einem hochrangigen Koalitionsabgeordneten kam klar rüber, dass es in seiner Fraktion ein extrem überschaubares Interesse gibt am Thema Integration. Dahinter steht die Angst, dass das politisch nicht opportun ist. Ein höherer Ministerial-Beamter sagte mir: Die Lösungen, die in den Schubladern liegen, seien im Kanzleramt nicht erwünscht. Das ist traurig, weil es nicht mehr heißt, wir schaffen das, sondern: Die schaffen das.

Man muss fordern statt betüteln

Erika Steinert hat was gegen das Betüteln. Als sie im Ruhestand zurück in ihr Dorf in der Pfalz zog, kam ihr eine Idee: „Es ist wichtig, Hilfebedürftige aus ihrer Lage rauszubekommen. Zu meiner Freude gab es in Rockenhausen schon einen großen Helferkreis und einen Treff für Flüchtlinge. Ältere Damen haben sie mit



Erika Steinert, 67, ist Professorin für Sozialarbeitswissenschaft und hat an der Hochschule Zittau/Görlitz gelehrt. Heute lebt sie in ihrer pfälzischen Heimat bei Rockenhausen. FOTO: PRIVAT

Kaffee und Kuchen bewirbt. Eine schöne Willkommenskultur, aber sie genügt nicht. So kam mir die Idee mit der Helferbörse, damit die Flüchtlinge raus kommen aus ihrer Flüchtlingsblase. Einige junge Syrer waren gleich dabei. Wir wollen der Gesellschaft, die uns so hilft, was zurückgeben, haben sie gesagt. Im Ort gab es aber auch Bedenken: Die sollen erst mal Deutsch lernen, hieß es; einer hat gefragt, was die denn überhaupt helfen können. Als wir trotzdem angingen mit der ‚Börse Nachbarschaftshilfe‘, waren sechs Flüchtlinge dabei, jetzt sind es um die 20. Ohne Bezahlung helfen sie im Haus und im Garten, machen Brennholz, putzen die Wohnung, mähen Wiesen, schleifen das Garagentor. Es ist teilweise entstanden, was wir uns wünschen: längerfristige Beziehungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen. Dabei verbessern sie ihre Sprachkenntnisse, und sei es, dass sie Pfälzisch lernen.“

Insgesamt halte ich einen Perspektivwechsel für nötig, hin zu einer ressourcenorientierten Integrationspolitik, bei der die Kompetenzen der Migranten im Mittelpunkt stehen. Wir müssen die Flüchtlinge stärker einbeziehen, um zu vermeiden, dass sie in eine Liegestuhl-Depression fallen. Statt sie zu betüteln, müssen wir sie fordern.“



Geflüchtete Menschen, die in Deutschland einen Job finden, haben gute Voraussetzungen, sich zu integrieren. Doch bis es dazu kommt, brauchen sie Unterstützung. FOTO: ANDREAS ARNOLD/DPA

Wer ist gemeint? Die Kommunen etwa, die machen grandiose Arbeit, werden aber von oben weitgehend alleingelassen. Und natürlich die vielen Initiativen. Deren Arbeit ist aber leider viel zu unkoordiniert, das Rad wird an vielen Stellen gleichzeitig neu erfunden. Und die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft lässt sehr zu wünschen übrig.

Die Kommunen etwa, die machen grandiose Arbeit, werden aber von oben weitgehend alleingelassen. Und natürlich die vielen Initiativen. Deren Arbeit ist aber leider viel zu unkoordiniert, das Rad wird an vielen Stellen gleichzeitig neu erfunden. Und die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft lässt sehr zu wünschen übrig.



Peter Claussen, 66, promovierter Ingenieur, lebt auf einem alten Bauernhof nahe Regensburg. FOTO: VIKTORIA KÜHNE

In den BMW-Fabriken hatten Sie selbst viele Migranten als Mitarbeiter. Ich war in den 70er-Jahren so blind wie die meisten und habe mich nur um die Mitarbeiter gekümmert, aber überhaupt nicht bedacht, dass dahinter Familien stehen. Die meisten mitgenommen werden. Wenn ich heute meine Tochter besuche, sie lebt am Rande des Hasenberglis in München, trifft man dort viele Frauen auf der Straße, die kein Wort Deutsch sprechen. Es leben fast 20 Millionen Menschen mit Migrati-

Der Rauswurf war nötig

Hannes Koch hat einen jungen Syrer in seiner Wohnung aufgenommen, ganz spontan. Nach einem Jahr setzte er ihn vor die Tür, das war im April. „Heute bin ich erüchtelt, aber im Reinen mit dieser Geschichte. Ich habe einerseits ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn rausgeworfen habe, denke aber, dass ich mich richtig verhalten habe. Das Maß war einfach voll. Der wesentliche Grund für das Scheitern unseres Zusammenlebens war, dass dieser junge Mann seinen Teil des Vertrages nicht eingehalten hat. Er nimmt vieles nicht ernst, auch nicht die Integrationsvereinbarung mit dem Jobcenter, dass er regelmäßig in den Sprachkurs geht. Außerdem hat er sich auch menschlich oft mies verhalten, er hat mich systematisch angelogen. Ich geh' zur Schule, hat er gesagt, ist aber nicht gegangen. So ein Verhalten will ich mir nicht bieten lassen, selbst wenn er in so einer schwierigen Lage ist. Dass er traumatisiert ist, das kann ein Grund sein für sein Verhalten, aber meine Grenze war erreicht. Trotzdem, ich würde es wieder machen und jemanden aufnehmen, dann aber mit ganz klaren Regeln.“



Hannes Koch, 55, arbeitet in Berlin als freier Journalist und berichtet über Wirtschaftsthemen, unter anderem für die taz. FOTO: PRIVAT

Generell finde ich, dass wir, die wir linksliberal denken und die Menschenrechte hochhalten, uns Gedanken machen müssen, was man sich zumuten will, persönlich und gesellschaftlich. Wir müssen uns überlegen, wo unsere Grenzen sind bei der Einwanderung. Offene Grenzen für alle, die alte autonome Forderung, funktioniert nicht. Dann haben wir die AfD mit 30 Prozent im Bundes-

onshintergrund im Land, es ist anzunehmen, dass ein Viertel von ihnen weit entfernt ist von Integration.

Wie definieren Sie Integration? Ich halte viel von den Überlegungen von Bassam Tibi. Er hat Ende der 90er-Jahre den Begriff der Leitkultur geprägt mit diesen Stichworten: Säkulare Demokratie, Menschenrechte, Primat der Vernunft gegenüber jeder Religion, Trennung von Religion und Politik, fest verankerte Zivilgesellschaft, Toleranz und zugleich Anerkennung bestimmter Spielregeln. Damit kann ich sehr viel anfangen. Dabei ist die „Leitkultur“ bei vielen Asyl-Engagierten verpöht. Heute wird der Begriff politisch verquer verwendet. Aber wenn ich im Detail darüber spreche, etwa über die Werte der Aufklärung, die Westeuropa prägen, bin ich noch nie auf Ablehnung gestoßen.

Wie stark ist diese Leitkultur verwurzelt in den migrantschen Communities? Ich bin unterschiedlich. Es gehört zu den Defiziten, dass wir sehr wenig wissen über die Menschen, die zu uns kommen. Über deren Einstellungen, Sozialisation, Wünsche, Perspektiven. Wir tun auch nichts, um das zu ändern.

Eine syrische Familie lebt in Ihrem Haus. Welche Erfahrung machen Sie? Wir sind auf einen früheren Bauernhof gezogen, auch der Ruhe wegen. Jetzt ist es nicht mehr so ruhig, die Familie braucht permanent Unterstützung. Das ist herausfordernd, aber es macht Freude, weil wir so viel an Dankbarkeit zurückbekommen. Fast schon zu viel an Wunsch, die Hilfe zu vergelten. Dem Vater ging es nicht gut, bis seine Familie nachziehen durfte und er Aussicht auf Arbeit hatte. Seither explodiert seine Sprachfähigkeit, er entwickelt unglaubliche Aktivität, macht den Führerschein, die Theorie hat er zu 100 Prozent bestanden. Nun fängt er eine Ausbildung als Koch an. Diese Erfolge haben ihn auf ein ganz neues Energieniveau gehoben.

Sterbende Pfarreien erwachen wieder

„Eigentlich wollen wir das Kirchenasyl nicht.“ Das sagt ausgerechnet einer, der seit Jahren durch die Lande zieht und Pfarreien unterstützt, die Flüchtlinge aufgenommen haben. Stephan Reichel war bis vor Kurzem Kirchenasyl-Koordinator der Evangelischen Landeskirche in Bayern und betrachtet das Kirchen-



Stephan Reichel, 64, lebt in München und betreut Pfarreien, die Kirchenasyl gewähren. Im Oktober gründet er den Verein „Matteo“, kirchennah, aber unabhängig. FOTO: PRIVAT

asyl als letztes Mittel. Es soll nur dann zum Einsatz kommen, wenn der Rechtsstaat nicht funktioniert, wenn Flüchtlinge etwa nach Bulgarien, Italien oder Ungarn abgeschoben werden sollen, wo ihnen Prügel und Obdachlosigkeit drohen. Rund 350 Kirchenasyle gibt es derzeit. Nachdem diese Zahl über Jahre gestiegen war, stagniere sie zuletzt, sagt Reichel.

Angela Merkel, die Pfarrerstochter, habe es mit ihrer Politik geschafft, vielen Pfarrgemeinden neues Leben einzuhauchen, erzählt Reichel: „Wir erleben eine unglaubliche Reaktivierung unseres Gemeindelebens, überall dort, wo Flüchtlinge sind.“ Es gehe um die kern-ethischen christlichen Werte, wie sie im Evangelium stehen: Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen. Das ziehe viele Menschen an, aus allen gesellschaftlichen Schichten. Reichel: „Ich kenne Gemeinden, wo die Pfarrer sagen, die Gemeinde war schon am Sterben, und jetzt ist sie wieder voll aktiv.“

So groß das Engagement, so groß sei aber auch die Enttäuschung in der Kirchengemeinde. Viele seien „sehr irritiert“ angesichts einer inzwischen vorherrschenden Politik von Abschottung und Vergraulung, sagt Reichel. „Da gibt es großen Frust.“

Wir sind auf einen früheren Bauernhof gezogen, auch der Ruhe wegen. Jetzt ist es nicht mehr so ruhig, die Familie braucht permanent Unterstützung. Das ist herausfordernd, aber es macht Freude, weil wir so viel an Dankbarkeit zurückbekommen. Fast schon zu viel an Wunsch, die Hilfe zu vergelten. Dem Vater ging es nicht gut, bis seine Familie nachziehen durfte und er Aussicht auf Arbeit hatte. Seither explodiert seine Sprachfähigkeit, er entwickelt unglaubliche Aktivität, macht den Führerschein, die Theorie hat er zu 100 Prozent bestanden. Nun fängt er eine Ausbildung als Koch an. Diese Erfolge haben ihn auf ein ganz neues Energieniveau gehoben.

Wie reagiert Ihr Umfeld auf Ihr Engagement? Viele haben angeboten, uns beim Ausbau des Dachgeschosses für die Syrer zu helfen, auch die Unterstützung der Handwerker war unglaublich groß. Kürzlich bin ich aber mit einem aineinandergeraten, der heftig über Flüchtlinge geschimpft hat. Nach längerer Diskussion hat sich herausgestellt, worüber er sich so ärgert: Dass die Aufnahme und Integration so unkoordiniert und unstrukturiert läuft. Und wenn er an den Massenunterkünften vorbeikommt, gewinnt er den Eindruck, dass da ethnische Exklaven entstehen. Das verursacht Ängste, nicht nur bei ihm.

Nicht mal ein Deutscher versteht das

Elena Flügel macht größtenteils gute Erfahrungen mit Mitarbeitern in Behörden. Wären nur nicht diese Absurditäten: „Es ist alles in Deutschland sehr kompliziert, man muss auf Ämtern tausend Formulare ausfüllen, das fängt im Jobcenter an. Diese Papiere versteht oft nicht mal ein Deutscher, geschweige denn jemand mit schlechten Sprachkenntnissen. Viele Mitarbeiter in den Behörden haben große Geduld und bemühen sich wirklich, den Flüchtlingen zu helfen. Da ist mein Eindruck sehr positiv.“

Die meisten Flüchtlinge sind sehr dankbar gegenüber uns Helfern. Manchmal kommt es aber vor, dass ihre Erwartungen an die Ehrenamtlichen zu hoch sind. Da darf man sich nicht zu sehr reinziehen lassen. Manche Helfer gehen schon fast eine Art Vormundschaft ein, nehmen den Leuten zu viel ab, überschreiten auch ihre eigene Kompetenz. Da muss man aufpassen und auch mal klar sagen: Das machst du jetzt selber. Aus der politischen Diskussion will sich unser Verein bewusst raushalten, aber einen Kritikpunkt hätte ich schon. Es gibt die 3+2-Regel, nach der auch abgelehnte Asylbewerber für die Zeit ihrer

alle drei Monate auf dem Amt melden, ihr dürft nicht arbeiten, müsst aber irgendwie über die Runden kommen, dieses Lavieren ist nicht gut.“ Am Ende sei eine Abschiebung besser als die endlose Hängepartie. Rottenecker befürchtet bei manchen Flüchtlingsgruppen, etwa aus Nordafrika, dass sich das Scheitern wiederholen könnte. Sie hätten keine Perspektive in Deutschland, weilerten sich aber häufig zurückzugehen.



Elena Flügel, 26, studiert in Ulm Psychologie. Sie hat 2015 den Verein „menschlichkeit-um“ mitgegründet, er leistet Integrationsarbeit für Flüchtlinge. FOTO: PRIVAT

Ausbildung und die zwei darauffolgenden Jahre einen Schutz vor Abschiebung erhalten. Das ist super. Die Regel gilt auch für die Ausbildung zum Krankenpfleger, aber nicht für die zum Krankenpflegehelfer, weil die nur ein Jahr dauert. Das ist doch absurd! Gerade der Job als Pflegehelfer ist als Einstieg in den Beruf ideal für Flüchtlinge. Und wir suchen ja Pflegekräfte. Diese Regel müsste man dringend ändern.“

Das Misstrauen ist sehr groß

„Man bekommt große Zweifel an der Rechtsstaatlichkeit in Deutschland.“ Christina Riebesacker erlebt unmittelbar, was schlechtläuft. Immer wieder kriegt sie Bescheide des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge auf den Tisch, die mal schlampig geschrieben, mitunter sogar fehlerhaft seien, und das schon in ganz formalen Punkten: Angaben zu Herkunftsland, Religion, Volkszugehörigkeit, Geschlecht. Mitunter funktioniere, gleich zu Beginn des Verfahrens, nicht mal, dass die Einladung zur Anhörung rechtzeitig ankommt. Das könne bedeuten, dass das Asylverfahren endet, ehe es wirklich angefangen hat, wegen angeblich fehlender Mitwirkung des Flüchtlings.

In der Refugee Law Clinic Leipzig ist Riebesacker aktiv, der Verein begleitet Flüchtlinge während des Verfahrens. „Ohne die Hilfe der Ehrenamtlichen würde es nicht gut ausgehen für die Flüchtlinge.“ 90 Prozent ihrer Arbeit, schätzt sie, verende sie für den Kontakt zu Behörden, sie hat vor allem in Sachsen ihre Erfahrungen gesammelt. Gewiss, es gebe viele freundliche, engagierte Mitarbeiter, aber eben auch das Gegenteil: Ein Klima der Konfrontation, des „institutionellen Misstrauens“ erlebe sie in den Ausländerämtern etwa, zu oft sei die Grundfrage in den Ämtern: Wie finde ich heraus, dass dieser Mensch, der Flüchtling, lügt?



Christina Riebesacker, 27, arbeitet ehrenamtlich für die Refugee Law Clinic in Leipzig. Sie will Brückenbauerin sein zwischen Flüchtlingen und Behörden. FOTO: PRIVAT

Wie sich die Asylpolitik geändert habe in den vergangenen zwei Jahren, so habe sich auch die Helferzenergie gewandelt. Viele seien abgesprungen, und von denen, die bei der Stange blieben, hätten sich viele politisiert. „Man wird wütender“, sagt Riebesacker. Viele wollten nicht mehr nur helfen, sondern politisch auch etwas bewegen. Nicht einfach hinzunehmen, was sie als Abwehr und Gängelung der Flüchtlinge erleben. Deshalb reagierten sie mit harter Kritik am Staat: „Die Politik“, sagt Christina Riebesacker, „muss sich fragen, was es bedeutet, wenn ein Teil der Bürger am Staat zweifelt.“

Klare Ansagen sind notwendig

Was alles schief laufen kann, lässt sich in Essen beobachten. Dort leben viele Menschen ohne Bleiberecht, und das oft seit Jahrzehnten: Kurdische Libanesen sind es, die meist in den 80er-Jahren nach Deutschland geflohen sind und oft im Status der Duldung verharren. Die breite Öffentlichkeit interessiert sich meist nur dann für sie, wenn sie in eine Gewalttat verwickelt sind, in den Medien ist dann gerne von „arabischen Clans“ die Rede. Eine eigene Welt.

Man müsse den Leuten klar sagen, welche Perspektive sie haben in Deutschland, wünscht sich Winfried Rottenecker. Er arbeitet als Diakon in der Innenstadt-pfarrei St. Gertrud viel mit und für Migranten. „Die Menschen können besser damit umgehen, wenn man ihnen klar sagt: keine Perspektive. Der Scheubestand, ihr dürft bleiben, müsst euch aber



Winfried Rottenecker, 52, arbeitet als Diakon in einer katholischen Innenstadtpfarrei in Essen und erlebt die Folgen von Parallelgesellschaften. FOTO: PRIVAT

alle drei Monate auf dem Amt melden, ihr dürft nicht arbeiten, müsst aber irgendwie über die Runden kommen, dieses Lavieren ist nicht gut.“ Am Ende sei eine Abschiebung besser als die endlose Hängepartie. Rottenecker befürchtet bei manchen Flüchtlingsgruppen, etwa aus Nordafrika, dass sich das Scheitern wiederholen könnte. Sie hätten keine Perspektive in Deutschland, weilerten sich aber häufig zurückzugehen.

Dass bei allen Problemen die vergangenen zwei Jahre eine „riesige Erfolgsgeschichte“ seien, „kommt mir manchmal zu kurz“, sagt Winfried Rottenecker. Sein Innenstadtpfarrer als Rottenecker habe enorm profitiert vom Zuzug der Flüchtlinge: „Wir sind jünger geworden, lebendiger, bunter, sozialer, intelligenter, kommunikativer.“ Das wirke sich auch auf das Miteinander mit Menschen aus problematischen Familien aus: Sie müssten sich jetzt besser einfügen, weil die Leute im Stadtteil „viel aufmerksamer“ geworden seien. Migranten, die in prekären Verhältnissen leben, würden inzwischen besser aufgefangen, die Gefahr, dass sie in einer Art Ghetto landen, sei geringer als früher. „Wenn ein Stadtteil aufmerksam ist, dann entwickelt sich das Miteinander positiv. Dann entsteht eine Wertschätzung der Vielfalt.“ TEXTE: BERND KASTNER